

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 89.

Berlin, Sonnabend den 26. Juli

1845.

England.

Briefe von der Reise.

VII.

Die Londoner „Season“. — Das Land in der Stadt. — Das Kolosseum. — Bildhauerkunst und Malerei in England. — Die Ausstellungen der Königl. Akademie und in Westminster-Hall. — Die Düsselborfer Schule incognito in London. — Portrait einiger Portraits. — Die Maler des verlorenen Paradieses. — Turner's Benedig. — Deutsche in der britischen Marine. — Der neue Parlamentsbau. — Preis-Aufgaben in der Fresco- und Oelmalerei.

Nach London war ich gerade während der „Season“ gekommen, wie hier die schönsten Monate des Jahres: der Frühling und ein Theil des Sommers, genannt werden, die die fashionable Welt niemals auf dem Lande, sondern immer in der Hauptstadt zubringt. Erst gegen den Herbst geht man nach Brighton oder anderweitig aufs Land, um dort bis zu Weihnachten zu verweilen, und so verkehrt man denn, der Mode zu gefallen, die Lebensweise in den verschiedenen Jahreszeiten, wie man sie zu den einzelnen Tageszeiten verkehrt, indem man des Abends zwischen 7 und 8 Uhr Mittagbrod isst, bis tief in die Nacht hinein entweder im Parlament oder in Gesellschaftskreisen zubringt und endlich den Morgen so wie den angenehmsten Theil des Vormittags verläßt. Und der Mode zu gefallen lebt hier nicht bios die sogenannte Aristokratie, sondern Alles, was für etwas Vornehmeres angesehen seyn will, als es wirklich ist, und darum sich bemüht, der Aristokratie auf Schritt und Tritt zu folgen — also nächst dieser ein großer Theil der vermögenden und auch in England immer mehr zu Bedeutung kommenden Mittelklasse. Glücklicherweise aber findet die so viel nachgeahmte englische Aristokratie ihre Befriedigung nicht bios in Vergnügungen und Zeitvertreiben, sondern auch sie ist von jenem, die britische Nationalität charakterisirenden Gedanken durchdrungen, den Nelson in dem berühmten Worte zusammengefaßt: „England erwartet, daß jeder Engländer seine Schuldigkeit thue.“ Mitten in dieser „Season“ von großen Levers, Cercles, Pferderennen, Parkfahrten, Konzerten und italiänischen Opern ragt doch über Alles hinweg die britische Flagge, die Jedem auf seine Thätigkeit für sich selbst sowohl als für des Landes Größe und Wohlthat hinweist.

Nicht die Stadt also geht auf das Land während des Sommers, wie bei uns, sondern umgekehrt das Land kömmt in die Stadt, so daß Jeder, der nur einigermaßen zur Gentry gehört: d. h. jeder Gutsbesitzer, hier ein Haus — wenn auch in der Regel nur von zwei bis drei Fenstern Breite, der durchschnittlichen Normalfronte aller Privathäuser der Hauptstadt — während der Season zu seiner Verfügung hat. Dieses Hereinströmen so vieler Fremden, das durch die Eisenbahnen noch mehr begünstigt wird, macht es auch begreiflich, daß die unzähligen Orte, die hier täglich den Schaulustigen geöffnet, ungeachtet der mitunter sehr hohen Eintrittspreise (zur Oper und zu Konzerten eine Guinee und eine halbe Guinee, zum Kolosseum 3 Schill. am Tage und 5 Schill. des Abends) während der ganzen Season so gefüllt sind, als ob sie seit gestern erst dem Publikum zugänglich wären. Einer der am meisten besuchten und in der That sehr anziehenden Orte ist eben das auch äußerlich als ein Tempel im edelsten Styl sich darstellende Kolosseum im Regents-Park, das zwar schon seit mehreren Jahren besteht, aber im gegenwärtigen eine neue Erweiterung und Verschönerung erhalten hat. Was mich darin am meisten angezogen, waren nicht die außerordentlich großartigen Spielereien: nicht die hohe und labyrinthartige Tropfsteingrotte, in der man sich eben so zu verirren fürchtet, wie in der bei Maftricht, nicht das Schweizerhaus mit seinen Ausichten auf die soliden, keinesweges bios decorationsartigen Gletscher, so wie auf die Felsenpartieen, von denen ein in jeder Minute zehn Eimer ergießender, der Natur auf das täuschendste nachgeahmter Wasserfall in ein breites Bassin herabstürzt, nicht die Spaziergänge zwischen den majestätischen Ruinen griechischer und römischer Tempel, ja auch nicht einmal das hier vielangesehene Panorama von London bei Mondschein, das uns, von der Kuppel der St. Paulskirche aus gesehen, die Themse mit allen ihren Brücken und den belebtesten Theilen der Hauptstadt zeigt, wobei unter Anderem das bewegliche Licht des Mondes in den Wellen der Themse, so wie das Glimmern der am Himmel stehenden Sterne und endlich der Dunst der Londoner Atmosphäre auf eine wunderbare Weise nachgeahmt ist; — nein, was mich bei weitem mehr, als alles das anzog, war der mittlere runde Saal, in welchem die Meisterwerke der plastischen Kunst Englands — Gruppen und Gestalten aus der Geschichte Großbritanniens von der Königin Boadicea an bis auf die Zeit Canning's und Watt's, des ersten Anwenders der Dampfmaschine — rings herum

unter hohen Rundbögen aufgestellt, vor welchen ein Kranz von schlanken ionischen Säulen gezogen, zwischen denen abermals Gruppen oder breite Piedestale mit liegenden Figuren aufgestellt sind. Es sind in dieser Sammlung englischer Bildhauerarbeiten nicht bios viele entweder dem Besizer des Museums gehörende oder käufliche Gegenstände von großem Werth, sondern auch die Modelle zahlreicher in den Privatbesitz übergegangener oder als öffentliche Denkmäler aufgestellter Kunstwerke; ja die plastischen Künstler scheinen eine Freude darin zu finden, hier ihre Arbeiten in so geschmackvoller Umgebung und Beleuchtung unter den Augen des Publikums zu wissen.

England besitzt in seinen zahlreichen Gotteshäusern keinerlei Gemälde; dagegen sind bekanntlich die großen Kathedralen von Westminster und St. Paul, so wie viele andere Kirchen im Lande, mit den Denkmälern seiner Päpste und Staatsmänner, seiner Dichter und Gelehrten geschmückt. Dieser, der Bildhauerkunst zu Theil gewordene Vorzug hat ihre Ausbildung in England ungemein begünstigt, und zwar zum Nachtheile der Malerei, die hier, wenn man einige große Genremaler, wie Hogarth und Wilkie, ausnimmt, nur noch im Portrait Ausgezeichnetes geleistet *) und auch jetzt nur wenige Namen, wie Landseer, Stanfield, Eastlake, aufzuweisen hat, die in der Landschafts-, Marine- und Geschichtsmalerei neben den gleichzeitigen niederländischen, deutschen und französischen Malern genannt zu werden verdienen. Bei der Reichthum dagegen von Meistern und vielversprechenden Schülern in der Skulptur! Die Namen Baily, Westmacott, Marshall, Jones, Legrew sind im Auslande freilich wenig genannt und bekannt, denn sowohl sie selbst als ihre Kunstgenossen sind für Großbritanniens Denkmäler und Verschönerungen von Kirchen, Schlössern und öffentlichen Plätzen so sehr in Anspruch genommen, daß ein Werk von ihnen niemals seinen Weg nach dem Kontinent findet, während Italiens, Deutschlands und Frankreichs Meister, ja selbst der große Bildhauer aus Dänemark, nur allzu oft auf Bestellungen aus England warten mußten, um ihre Lieblings-Entwürfe auszuführen; wir sind jedoch überzeugt, daß, wenn man in Deutschland Gelegenheit hätte, die Skulpturen-Ausstellung im britischen Kolosseum zu sehen, die Begriffe dort über den Standpunkt der Kunst in England ganz anders sich gestalten würden, als sie meistens unter uns verbreitet sind, da wir den Engländern zwar einen außerordentlichen Sinn für alle mechanischen, aber keinen für höhere künstlerische Arbeiten zugestehen.

Nicht minder anziehend, wenngleich nicht in so geschmackvollem Arrangement wie auf dem Kolosseum, sind auch die Skulpturen auf den beiden während der „Season“ eröffneten Kunst-Ausstellungen der königlichen Akademie und in der großartigen „Westminster-Hall“, die zwischen den alten und den jetzt in der Vollendung begriffenen neuen Parlamentshäusern so wie der Westminster-Abtei gegenüber gelegen ist. Aber, wie gesagt, nur die Skulpturen stößen hier Achtung vor der Kunst ein, die Malereien dagegen und die Zeichnungen — mit Ausnahme der Architekturen — sind kaum der Mühe werth, daß man sie betrachtet. Auf der Ausstellung der königlichen Akademie, die im rechten Flügel des großen Gebäudes der National-Galerie stattfand, waren 1470 Arbeiten von etwa 800 lebenden Künstlern, unter deren Namen ich auch manchen deutschen wahrgenommen: so den des Herrn J. Jacob, eines Schülers der Berliner Kunst-Akademie, der von Paris nach London herübergekommen und hier sehr viele fashionable Portraits zu malen scheint. Von berühmteren Ausländern hatten nur Verboeckhoven in Brüssel und Eckhout im Haag Einiges eingekauft. Düsseldorf hatte, wenn auch keine Vertreter im Geiste, doch mehrere Schüler hier, die sich zwar nicht zu Meister Wilhelm Schadow so wie überhaupt nicht zu ihren deutschen Meistern bekannten, die jedoch, vor ein Künstler-Geschwornengericht gestellt, sicher einer Felony schuldig und sowohl deshalb als der Putscherei halber, mit der sie ihre Vorbilder bestohlen, zur Verbannung aus dem Gebiete der Kunst verurtheilt würden. Sohn's „Hylas“, Bendemann's „trauernde Juden“ und „Jeremias“, so wie Mücke's „heilige Katharina“, sind nämlich in dem „Hylas caught sleeping by the water nymphs“ von einem gewissen J. J. Bell, in den „Jews lamenting over the ruins of Jerusalem“ von M. Carton und in eines Herrn W. E. Frost „Sabrina“ (die, nach Milton's Comus, von den Wassernymphen nach der Halle des Nereus getragen wird) auf ganz unerhörte Weise nachgemalt, ohne daß einer dieser Herren auch nur im entferntesten sein Vorbild angegeben. Kopieren sind freilich von den Ausstellungen der Akademie statutenmäßig ausgeschlossen; in diesen Kopieren ist jedoch des Originales Gedanke und dessen Ausführung so entstellt, daß wir uns nicht wundern, wenn mit

*) West und Guedy haben nur relativ, nämlich als die besten unter den englischen Historienmalern einen Werth.

Bezug auf sie die Herren Akademiker, die das „Council“ zur Beurtheilung der Zulässigkeit eingefandter Gegenstände bilden, eine Ausnahme von der Regel gemacht.

Ein großer Theil der ganzen akademischen Ausstellung besteht übrigens aus Portraits in allen Dimensionen, und zwar ist bei den meisten Bildnissen im Katalog angegeben, wen sie darstellen, so daß das ganze Publikum Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, ob z. B. der sehr hagere Lord Turle oder die dicke Bauerfrau Mrs. Johnson und ihr Söhnchen Alfred genau getroffen; unverzeihlich ist es, daß der Katalog nicht auch den Namen des Möpöchens angiebt, das Mrs. Johnson auf dem Schoße hält. Eine junge in Zigeunertracht und in sehr romantischer Stellung mit der Laute in der Hand gemalte Dame zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich; wir schlagen im Katalog nach und finden hier zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß es das Bildniß der Viscountess Pollington „in a fancy dress“ sey; wir hatten geglaubt, daß es das einer Tänzerin von der italienischen Oper wäre. Mrs. Badfit, die Frau eines sehr reichen Kohlenhändlers, hat sich als Armida in einem Zauberschloße malen lassen, und Miss Fanny, die blonde Tochter des Major Sir Wilmot Bradalbaine, steht im runden Hut und mit der Reitgerte in der Hand da, während hinter ihr der Groom mit dem gefatteltesten Pferde wartet. Punch, der allezeit witzige Begleiter der Londoner Tagesereignisse, macht die Bemerkung, daß er dieselben Damen viele hundertmal vor ihren eigenen Bildnissen habe sehen sehen, um den Eindruck wahrzunehmen, den sie in ihrem Konterfei hervorbringen, und um sich selbst in diesem zu bewundern. Für die Klasse der Kunst-Ausstellung mögen also die vielen Portraits von erstklassigem Nutzen gewesen seyn. Einige andere sogenannte Kunstwerke waren dagegen ganz geeignet, die Freunde des Schönen förmlich zu vertreiben: namentlich hat Milton das Unglück, daß sein großes Gedicht von englischen Stümpfern viel ausgebeutet wird, und so sah man hier ein wahrhaft schauderregendes Bild des Ariel von J. Townsend, einen eben solchen „Ariel und Satan“ von B. R. Haydon, und einen „Sündenfall“ in zweien Gemälden von J. Martin, die, wenn sie vor dem Eingange des Paradieses aufgestellt gewesen wären, das erste Menschenpaar, dem wir einen noch unverbundenen Beschmaß zutrauen, gewiß eben so gut zurückgeschickt hätten, wie die beiden Engel mit dem flammenden Schwerte. Eines der Mitglieder der königl. Akademie, Herr J. M. W. Turner, hat Gemälde von Venedig am Morgen, am Mittag und des Nachts geliefert, die sehr lebhaft an das bekannte, von einem einzigen schwarzen Fleck bedeckte Bild mit der Unterschrift: „Berlin in der Nacht, vom dunkeln Keller aus gesehen“ erinnern. Man sieht in der That nichts weiter als rotze Kleckse auf gelbem oder dunklem Grunde; Erstere sollten bald den St. Markusplatz und bald Gondeln oder Brücken darstellen, doch meinte eine deutsche Landsmännin, das Alles werde wohl erst nach und nach mit Hilfe chemischer Prozesse, wie auf den Daguerrottyp-Platten, zum Vorschein gebracht werden.

Sie werden hieraus ersehen, daß die Ausstellung der königl. Akademie, die in demselben Gebäude stattfindet, dessen linken Flügel die Nationalgalerie mit ihren kostbaren Raphael's, Correggio's, Murillo's, Guido's, Titian's, Poussin's und anderen Meistern einnimmt, nicht eben dieser großen Nachbarschaft würdig ist. Indessen bemerken wir doch auch einige gelungene Bilder, besonders solche, deren Gegenstand aus dem Leben gegriffen war: so namentlich eines von A. Morton, das im Katalog die Bezeichnung The United Service trägt und einen Besuch der Armee-Invaliden von Chelsea bei ihren Freunden, den Flotten-Invaliden in Greenwich, darstellt: die alten Stiefel und Einarne mit ihren heißeren Granulösen, auf denen das dreieckige Hüthen recht anmuthig sich ausnimmt, zeigen sich gegenseitig die Gemälde der Schlachten, an denen sie einst Theil genommen. Es sind lauter Portraits, und ich erkannte selbst einen Deutschen darunter, der mich im Greenwich-Hospital (dem Marine-Invalidenhaus), als ich mich eben mit einer Freundin in unserer Muttersprache unterhielt, in gebrochenem Deutsch anredete und mir erzählte, daß er, ein geborener Hannoveraner, im Jahre 1794 in den Dienst der englischen Flotte eingetreten, alle Schlachten unter dem großen Nelson mitgekämpft und hier im Invalidenhaus bereits seit einer Reihe von Jahren ein Plätzchen gefunden. Solcher Deutschen mag es wohl viele unter den Siegern von Abukir und Trafalgar gegeben haben, wenn es auch vielleicht nur wenige bis zu einem Invalidenposten im Greenwich-Hospital haben bringen können! Nun, wenn wieder einmal ein Seekrieg ausbricht, werden hoffentlich unsere mit dem Meere vertrauten Landsleute nicht mehr nöthig haben, die Flotten des Auslandes aufzusuchen, um ihre Dienste und ihre Kräfte zu verwenden.

Auf der gleichzeitigen Ausstellung in der Westminster-Halle befinden sich außer einer Reihe trefflicher Skulptur-Modelle, worunter eine anziehende Statue Shakespeares von Stephens mit der Unterschrift aus Hamlet: „Er war ein Mann“ etc., die Cartons, Farbenskizzen und Probedilder zu den Fresken, die in dem neuen Westminster-Palast und zwar im Sitzungssaale des Oberhauses ausgeführt werden sollen. Der an der Themse sich erhebende und besonders vom Strom aus einen imposanten Anblick gewährend Westminster-Palast dürfte wohl das schönste Bauwerk werden, das die neuere Zeit im gothischen Styl entworfen und ausgeführt hat. In England ist dieser Styl, wenn auch das Londoner Westend selbst und die seit dem großen Brande wiederhergestellten öffentlichen Gebäude der City einen ganz modernen Charakter tragen, niemals vernachlässigt oder gar vergessen worden, wie unter Anderem viele im vorigen und in diesem Jahrhundert erbaute oder restaurirte Colleges in Oxford und Cambridge beweisen. Ja, in Eaton (der englischen Schulpforte) habe ich Wohngebäude mit der Inschrift „Erected 1844“ gesehen, die an altdeutscher Form und Zielschönheit den schönsten Patrizierhäusern des alten Nürnberg nichts nachgeben. Aber so großartig wie der Westminster-Palast, der jetzt auf Kosten

der Nation gebaut wird, ist wohl in den letzten Jahrhunderten nirgends in Europa ein Gebäude im gothischen Styl neu hergestellt worden, und wenn wir den Kölner Dom ausnehmen, der freilich noch viel großartiger ist, so giebt es überhaupt auch keinen zweiten Bau, an dem mit so glücklichem Erfolge jetzt dieser Styl fortgesetzt wird. Fresken nun für ein solches Bauwerk auszuführen, hätte eigentlich kein anderer den Beruf, als der deutsche Meister Cornelius, und man hat auch bereits vor zwei Jahren seine Ideen so wie seinen Rath über die Ausführung derselben eingeholt. Wenn ich nicht irre, sind bereits seit längerer Zeit einige Schüler von Cornelius hier, denen einzelne Arbeiten übertragen sind, wobei denn die englischen Künstler Gelegenheit haben, sich mit der neueren deutschen Frescomalerei vertraut zu machen. Die Hauptarbeiten scheint man jedoch den Letzteren selbst übertragen zu wollen, und zwar heißt es in zweien, vor etwa einem Jahr erschienenen Bekanntmachungen der „Royal Commission of fine arts“, daß die Bewerbung um die auf die besten Entwürfe ausgelegten Preise auf „britische Unterthanen“ beschränkt sey „mit Einschluß von Ausländern, die seit mindestens zehn Jahren im Vereinigten Königreiche sich aufhalten.“ Zunächst sind drei Preise, jeder von 200 Pfd. Sterl., zur Vertheilung gekommen, nachdem zur Bewerbung sechs Aufgaben gestellt waren, von denen man jedoch nur eine zu lösen braucht, um einen Preis zu erlangen. Die Gegenstände waren mit Bezug auf die Functionen des Oberhauses und auf dessen Stellung zum Souverain bestimmt, und zwar sollten drei Cartons den Geist der Religion, der Gerechtigkeit und des Ritterthums andeuten, drei andere dagegen das Verhältniß des Souverains zur Kirche und zum Gesetze, so wie ihn selbst als „Duelle der Ehren“ darstellen. Als geschichtliche Themata für die drei letztgedachten Aufgaben waren bestimmt: die Taufe des Königs Ethelbert; Prinz Heinrich, nachmals König Heinrich V., die Autorität des Oberrichters Gascoigne anerkennend; und Eduard, der schwarze Prinz, der den Hofenbandorden von seinem Vater, dem König Eduard III., empfängt. Sechsbunddreißig verschiedene Künstler hatten Cartons, nebst den vorgeschriebenen gewesenen, dazu gehörenden Farbenskizzen und Probedildern eingesandt, doch nur wenige von ihnen hatten mehrere der obenerwähnten Aufgaben zugleich bearbeitet. Die meisten hatten sich an die abstrakten Darstellungen der Religion, der Gerechtigkeit und des Ritterthums gewagt, während nur eine kleine Zahl es der Nähe weith gehalten, sich mit den historischen Gegenständen zu befassen. Die drei Preise sind daher auch zweien Darstellern des Offices der Religion (den Herren J. Noel Paton und Edw. Armitage) und einem Darsteller der Gerechtigkeit (Herrn J. Tenniel) zuerkannt worden. Wir zweifeln aber sehr, ob die gekrönten Cartons, al fresco ausgeführt, einen guten Eindruck machen werden. Sie sind viel zu sehr mit Figuren überladen und in Allegorien verschränkt. Aber gerade das scheint die entscheidende Kommission (bestehend aus dem Marquis von Lansdowne, Sir Robert Peel, Samuel Rogers und den Künstlern Sir Richard Westmacott, Rich. Cook und William Etty) der einfachen, selbstredenden Darstellung der Religion und der Gerechtigkeit, wie wir deren mehrere auf der Ausstellung gesehen, vorgezogen zu haben. Neun andere Preise — drei zu 300, drei zu 200 und drei zu 100 Pfund jeber — und zwar ohne dadurch das Eigenthumsrecht des Künstlers zu beschränken, sind auf eben so viele Gemälde ausgelegt, die einen würdigen Schmuck anderer Räume des Westminster-Palastes zu bilden bestimmt sind, doch wird die Ausstellung und Entscheidung erst im nächsten Jahre stattfinden. Der Gegenstand ist den Künstlern gänzlich freigestellt. Da diese jedoch nur aus gebornen Briten oder aus solchen Ausländern bestehen sollen, die seit zehn Jahren in Großbritannien wohnhaft, so fürchten wir — wenn wir an die beiden Gemälde-Ausstellungen der königl. Akademie und in Westminster-Halle denken — daß der schöne Palast keine seinem Aeußeren würdige, materielle Ausschmückung erhalten werde.

J. Lehmann.

Frankreich.

Zur Geschichte der Kunst und der Kunst-Ausstellungen in Frankreich.

(Schluß.)

Von einem Schriftsteller, der damals seine glänzende Laufbahn begann, Herrn Guizot, erschien eine Kritik der letztgenannten Ausstellung.*) Diese Kritik zeigte, daß man, ohne Künstler von Profession zu seyn, doch mit diesem Geschmaße über Kunstwerke urtheilen kann. Er macht darin die Bemerkung, daß die schönen Künste, die sonst gewöhnlich dem Gange der Literatur folgen, in diesem Augenblicke eine besondere Thätigkeit und den größten Glanz entwickelten, während die schöne Literatur sich im Zustande der Ohnmacht befinde. Bei Gelegenheit der Schule von Gros prophezeit der Verfasser die Ausartungen in der Zeichnung vorher, welche bald in derselben herrschend wurden. „Die Fehler dieses Künstlers“, sagt er, „sind die seines Genies: sie werden die seiner Schule werden, und seine Schule wird nicht sein Genie haben. Gewöhnt, nur das Wahre zu suchen, ohne damit die Schönheit als notwendige Bedingung zu verbinden, wird sie leicht in widrige Uebertreibung fallen, vor welcher sie nicht das Streben nach edeln und regelmäßigen Formen schützen wird; sie wird sich dabei auf Beispiele aus den Werken ihres Meisters berufen.“ Hier führt der Kritiker die Häßlichkeit der Araberfiguren der ersten Reihe in dem Bilde Napoleon bei den Pyramiden an, und selbst den Mangel an Adel in der Armbewegung Napoleons. Endlich wies Herr Guizot auf das Streben nach Uebertreibung hin, das schon bei mehreren Malern der Zeit hervortrat.

Ungeachtet der Bestürzung, in welche ganz Frankreich in Folge des Juges

*) De l'état des arts en France et du Salon de 1810.

nach Rußland geriet, befahl doch der Kaiser, daß die Ausstellung stattfinden sollte; aber sie war traurig und ließ keine Erinnerungen zurück. Ludwig XVIII., obgleich wenig empfänglich für den Zauber der Kunst, beeilte sich doch gleich nach seiner Thronbesteigung, den Salon eröffnen zu lassen. Auch dieser bot noch wenig Interesse; doch bemerkte man darin den Tod des Britannicus von Abel de Pujol, dem der König eine Medaille gab. Als Napoleon zurückkehrte, schien er es zu bedauern, daß diese Ausstellung ohne ihn stattgefunden; auch er wollte ebenfalls den Künstlern Belohnungen erteilen. Herr Abel de Pujol erhielt daher von ihm eine andere Medaille für dieses Bild, welches überdies für das Lyoner Museum gekauft ward. David hatte auf dieser Ausstellung seinen Leonidas an den Thermopylen, den er so eben geendigt, aufstellen wollen; aber die Anhänger des neuen Hofes konnten über den Künstler das Konventsmitglied nicht vergessen: der Salon ward ihm verschlossen; man kam, um dieses Bild zu sehen, in sein Atelier.

Die folgende Ausstellung fand erst im Jahre 1817 statt. Eine Ordonnanz Ludwig's XVIII. bestimmte verschiedene Summen zu drei Preisen für die besten historischen, Genre- und Landschaftsbilder, welche in diesem Jahr ausgestellt wurden. Der historische Preis wurde zwischen der Predigt des heiligen Stephan von Abel de Pujol und dem Tode Poniatowski's von Horace Bernet getheilt. Auch Guérin's Dido erschien in diesem Salon.

Die Ausstellung von 1819 zeichnete sich durch den Schiffbruch der Medusa aus, jenes große Bild, womit die Laufbahn Gericault's begann und endete, eines Künstlers, der sehr jung starb, gerade als er die Frucht seiner Begeisterung erndten sollte. Ungeachtet der zahlreichen Kritiken, die dieses Bild erfuhr, erhielt es auch verdiente Lobspprüche und einen außerordentlichen Zulauf. Dennoch verkaufte Gericault sein Meisterstück nicht, welches erst nach seinem Tode sein Kollege und Freund, Herr Debreux d'Arcy, für 60,000 Franken an sich brachte; später trat es dieser für denselben Preis dem königlichen Museum ab.

Mit dem Gemälde Gericault's beginnt die Zeit der Romantik in der Malerei, welche Herr Guizot kurz vorher vorausgesagt hatte, und welche weit davon entfernt ist, Werke hervorgebracht zu haben, die sich mit dem Schiffbruch der Medusa vergleichen ließen. Die französische Schule theilte sich nun in alle Stile, alle Gattungen, alle Gegenstände, mit Verwerfung der absoluten Prinzipien. An die Spitze der Neuerer stellte sich Eugène Delacroix, der im Salon von 1822 die Aufmerksamkeit auf sich zog durch sein Bild „Dante und Virgil in der Hölle“, ein Bild, dessen Zeichnung jenes Abels ermangelt, den man sonst darin suchte, welches aber viel poetische Phantasie verrieth. In demselben Salon machte Gerard's Korinna, ohne aus der idealen Sphäre der Kunst herauszutreten, einen Schritt näher zur Wirklichkeit, während sein Einzug Heinrich's IV. in Paris Strenge der Zeichnung und Wärme des Ausdrucks vereinigte und dagegen Abel de Pujol und Perlet, jener in seinem Joseph, wie er die Träume erklärt, dieser in Ruth und Boas, den Prinzipien ihrer Meister treu blieben. In diesem Salon stellte der sterbende Prudhon eine „tröstliche Familie“ aus, ein Bild, das eine Frau begonnen, deren vorzeitiges Ende er täglich beweinte.

So wie Guizot, begann auch Thiers seine literarische Laufbahn mit der Kritik einer Kunst-Ausstellung, der von 1822. Er schrieb für den Constitutionnel eine Reihe von Artikeln über dieselbe, welche er dann in einem Bande gesammelt herausgab. Auch er ruft, wie Guizot, die Künstler zum Studium des schönen Ideals zurück, weil, wie er sagt, die slavische und profane Reproduktion der Wirklichkeit der Kunst nicht genüge. Dessenungeachtet stürzten sich die jungen Künstler in alle Verirrungen einer ausschweifenden Phantasie. Man sah damals viele Gemähe, viele Bluthäder, eine Menge von Darstellungen, in denen man das Dramatische im Schrecklichen, die Wirkung in der Uebertreibung, die Wahrheit in der gesteigerten Hässlichkeit suchte. Gleichwohl war das „Blutbad von Scio“, von Eugène Delacroix, ein Meisterwerk, und wenn dieser Künstler, der sich an die Spitze der Bewegung, wo nicht des Fortschritts stellte, immer so gut inspirirt gewesen wäre, so wären die verdienten Lobspprüche, die ihm wurden, nicht durch harten Tadel verdunkelt worden.

Während David auf fremdem Boden seine Tage beschloß und es herrschender Ton ward, seine Schule zu verachten und ihre Prinzipien zu verleugnen, ward dieselbe noch von einigen Malern durch Werke von großem Verdienst aufrecht erhalten. Gerard stellte seine Daphnis und Chloe aus 1824, Abel de Pujol seine Laune Chlodwig's, Leon Cogniet seinen Marius in Karthago in demselben Jahre, Court seinen Tod Cäsar's 1827. Gros, Horace Bernet, Abel de Pujol, Meynier, Ingres zeichneten sich auch 1827 durch ihre Deckengemälde im Louvre aus. Besonders war Ingres ein einflußreicher Gegner der neuen Schule. Ein Vertheidiger der Prinzipien der Schönheit der Formen, unterstützte er seine Lehre durch herrliche Beispiele, wie seine Bilder Perseus und Andromeda, Angelika und Roger 1822, das Gelübde Ludwig's XIII. 1824. Jeder bewunderte die Feinheit und Korrektheit seiner Umrisse, die Reinheit des Strichs, jenes poco più poco meno, welches das schöne Ideal der Zeichnung ausmacht. Es ist wahr, daß dieser Maler im extremsten Gegensatz zu Delacroix es sich zum System zu machen scheint, das Kolorit, dessen Magie eine so große Wirkung ausübt, ganz zu verachten; aber er hat nichtsdestoweniger der französischen Schule einen Dienst geleistet, indem er sie vor jener Verachtung gegen die Form rettete, welche sie zu einem vollständigen Verfall hätte führen können.

Andererseits bewahrte die weniger lähne Skulptur desto treuer den Geschmack für das Antike und das Streben nach dem Schönen. Espercieur, Moitte, Cartellier, Lemot, Ramey, Peitot, Cortot zeichneten sich unter den Bildhauern aus; Pradier stellte seine prächtigen Figuren, David seinen heroischen

Condé aus 1827, Boyatier den Spartakus, eine der schönsten Schöpfungen der modernen Schule, in demselben Salon.

Es folgte die Juli-Revolution. Die Künstler traten zusammen, um sich über ihre Interessen zu beraten und von der neuen Regierung gewisse Verbesserungen in der Verwaltung der Kunst-Angelegenheiten zu verlangen. Diese Versammlungen, die in einem Konzertsaal stattfanden, waren oft sehr stürmisch. Doch nahmen ausgezeichnete Künstler, wie Abel de Pujol, Blondel, Drolling, die gegenwärtig Mitglieder der Akademie sind, daran Theil. Man machte viele Forderungen; aber Alles blieb ziemlich beim Alten. Nur zwei Vergünstigungen wurden den Künstlern zu Theil, nämlich erstens die jährlichen Ausstellungen, die durch eine königliche Verordnung vom 11. Januar 1832 festgesetzt wurden, und dann die Gründung des Versailles Museums, in Folge dessen ihnen eine Menge von wichtigen Arbeiten zu Theil wurden.

Nach vierjähriger Unterbrechung kamen die Ausstellungen im Jahre 1831 wieder in Gang. Die von diesem Jahre war zahlreicher als alle früheren; sie enthielt an 3174 verschiedene Werke, darunter zeichneten sich aus der Tod Virginien's von Vethière, die Kinder Eduard's und Cromwell von Delaroche, die Vision des heiligen Hieronymus von Sigalon, die Schnitter von Leopold Robert. Auch bemerkt man in diesem Salon eine Annäherung zwischen den sogenannten Klassikern und Romantikern. Die Uebertreibungen auf beiden Seiten werden seltner: die Anhänger der Form suchen etwas mehr Kolorit und Wärme, die der Farbe und des Effekts bemühen sich, korrekter zu werden. Diese Verschmelzung der beiden Parteien hat seitdem fortgedauert, obgleich Ingres auf der einen und Delacroix auf der anderen Seite, Jeder seinem System treu geblieben ist.

Diese großen Künstler haben jedoch auch ihre Niederlagen erlebt. Delaroche ist in mehreren Salons durchgefallen; Ingres, der bei der vorhergehenden Ausstellung mit seinem Portrait Vertin's großen Beifall geerntet, mußte sich 1834 eine sehr ungünstige Aufnahme gefallen lassen. Zwei Bilder theilten sich diesmal in die allgemeine Aufmerksamkeit: das Märtyrertum des heiligen Symphorianus von Ingres und der Tod Johanna Gray's von Delaroche. Diese Johanna Gray, die von dem Gipfel menschlicher Größe auf das Blutgerüst hinabsteigen muß, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als daß sie ehrgeizigen Verwandten gehorchte, dieser an sich rührende Gegenstand, der in Ausdruck, Zeichnung und Farbe mit großem Talent behandelt worden, machte allgemeines Aufsehen. Symphorianus war unglücklicher; seine christliche Umgebung erregte wenig Sympathie; die Kenner fanden in Ingres' Bilde sehr häßliche Partien; aber der bleifarbigte Ausdruck, die Verwirrung der Flächen und mehrere Detailfehler schädeten diesem Werke bedeutend und riefen gerechten Tadel hervor. Ingres hätte Talent genug gehabt, um für diese Niederlage eine Entschädigung zu suchen. Der große Corneille antwortete den Tadlern des Eid mit neuen Meisterstücken; Ingres zog es vor, dem Publikum den Genuß der Werke, die er seitdem schuf, ganz zu entziehen.

Die Geschichte der Ausstellungen liefert uns noch einen Zug ähnlicher Empfindlichkeit, der aber viel trauriger endete, wie meinen den Tod Gros' im Jahre 1835. Gros hatte das Bild Perseus und Diomedes in dem Salon dieses Jahres aufgestellt. Statt des glänzenden Beifalles, mit welchem seine Werke ehemals begrüßt worden, fand dieses, in welchem man den Maler der Pestkranken von Jaffa nicht mehr wiedererkannte, nur ein trauriges Schweigen. Er überlebte diesen Fall nicht, ein Selbstmord endigte seine ruhmvolle Laufbahn. Gros war von jeher den Täuschungen der Eigenliebe zugänglich gewesen. Schon im Jahre 1827, als er seine Ariadne aufgestellt hatte, verleszte ihn ein anonymes Brief in die höchste Aufregung. In diesem Briefe, der von einem jungen Karikaturen-Maler herrühren soll, wird er, mit Anspielung auf den Mißbrauch von Karmin und Ultramarin in seinem Bilde, ironisch im Namen der Künstler ersucht, mit diesen Farben, die durch ihn bald sehr selten und theuer werden würden, künftig sparsamer umzugehen. Der jämmerliche Scherz reizte ihn so sehr, daß er seine Wüste in seinem Atelier zerbrach, Thränen vergoß und alle seine Jünger entließ.

Der Tod hat jene schöne Generation von Meistern, die von Vien und David gebildet worden waren, fast sämmtlich hinweggemäht; doch sind ihrer noch genug übrig, um ihre Vorschriften fortzupflanzen, und lange werden ihre Werke Muster bleiben, die bis auf einen gewissen Grad ihre Lehren erteilen können. (R. d. P.)

Die wöchentlichen Berichte der Pariser Akademie der Wissenschaften.

Im Mittelalter, als Rohheit und Krieg sich in Europa theilten, suchte die Wissenschaft eine Freistätte in den Klöstern, dem Laboratorium der Alchimisten und der Sternwarte der Astrologen. Sie umgab sich mit mystischen Formen, die sowohl ihren eigenen Fortschritten, als auch ihrer Verbreitung unter das Volk hinderlich waren. Für das Publikum lag sie außerhalb des Kreises der menschlichen Verhältnisse, und die sie übten, galten bald für böswillige Hexenmeister, bald für wohlthätige Zauberer. Später, als Europa mit Pietät sammelte, was frühere Jahrhunderte an geistigen Schätzen hinterlassen hatten, hörte man auf, an ein geheimes Einverständnis der Gelehrten mit den überirdischen Mächten zu glauben. Dessenungeachtet waren sie der Menge nicht nahe gerückt und wurden von ihren Zeitgenossen angehaßt, als wären sie Bewohner ferner Zonen. Einige freilich fanden durch den Reiz und die Klarheit ihrer Schreibart Eingang im Publikum. Aber wenn man in ihren Schriften blätterte, so war dies nur Modestücke; man atmete vom Schaume — was in der Tiefe lag, blieb ein Geheimniß.

In unseren Tagen haben diese Verhältnisse eine ganz andere Gestalt angenommen. Die Wissenschaft hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine solche Menge glänzender Resultate zu Tage gefördert, daß sie die allgemeinste Theilnahme erregen mußte. Indem sie nicht weniger die Bedürfnisse des äußeren als des geistigen Lebens befriedigt, bringt sie täglich mehr in das Herz der Gesellschaft ein, und ihr verdanken Industrie, Ackerbau und Handel, kurz alle Lebensbedingungen der Staaten, ihr Gedeihen.

Die französische Akademie der Wissenschaften, deren schöner Beruf ist, nicht bloß für ihren Ruhm und die Bibliotheken, sondern hauptsächlich für das Leben zu arbeiten, begünstigte diese neue Regung der Geister aus allen Kräften. Sie gewährte, trotz aller Unbequemlichkeiten, die ihr daraus erwachsen, dem Publikum freien Zutritt zu ihren Sitzungen und übergab ihre Verhandlungen und Korrespondenzen der Presse. Früher schon gab sie jährlich zwei Berichterstattungen über ihre Wirksamkeit heraus, eine vollständige für die Akademiker selbst und eine andere, die nur ausgewählte Stücke enthielt, für das große Publikum. Mit der Zeit aber wurden die Fortschritte der Wissenschaften zu rasch, der Ideenaustausch zu lebendig, als daß eine jährliche Uebersicht länger genügt hätte. Sie wurde im Jahre 1839 durch ein wöchentliches Journal ersetzt, das ausführlich über jede Sitzung berichtet. Die Nummern eines jeden Halbjahres bilden einen Band, der vermöge seines geringen Preises selbst Mittellosen zugänglich ist. Auf diese Weise kann die gelehrte Welt in ganz Frankreich stets auf der Höhe der Fortschritte erhalten werden, welche die Wissenschaften unter der Sorge der Akademie erringen. Zu den Sitzungen drängt sich das Publikum so zahlreich, daß die Plätze nie ausreichen, und der auftretenden Redner sind so viele, daß sich ein Jeder lange vorher auf einer großen Liste einschreiben und oft nach langem Warten sein Memoire zu den dickbändigen Korrespondenzen legen muß, die aus allen Theilen der Erde eingeschickt und jeden Montag der Akademie übergeben werden.

In den vier ersten Monaten dieses Jahres, aus denen uns die Wochen-Berichte vorliegen, hat die Akademie sechzehn gewöhnliche und eine außerordentliche Sitzung gehalten. Die letztere war zur Beirathung der Montyon'schen Preise bestimmt und hätte eigentlich schon im vorigen Jahre stattfinden sollen. Wahrscheinlich ist sie durch die große Anzahl der eingegangenen Preischriften verzögert worden, denn die Kommission zur Prüfung der medizinischen Arbeiten, die aus neun Mitgliedern besteht, hat z. B. zweiundfunzig Sitzungen halten müssen, die Zeit ungerechnet, die ein jedes dieser Mitglieder darauf verwenden mußte, die ihm speziell zur Beurtheilung übertragenen Arbeiten zu lesen.

Die Anzahl der wissenschaftlichen Mittheilungen, die der Akademie in den sechzehn gewöhnlichen Sitzungen gemacht worden sind, beläuft sich auf 420. Hiervon wurden 72 von Mitgliedern der Akademie gelesen. Es folgt daraus, daß durchschnittlich in jeder Sitzung 26 Mittheilungen vorkommen, von denen 3 von Akademikern, 21 von den Korrespondenten ausgehen.

Wir wählen aus diesem reichen Schatze Einiges, was uns von allgemeinem Interesse scheint und ohne sehr spezielle Vorkenntnisse verständlich ist, und verweisen übrigens auf die wissenschaftlichen Notizen, die in diesen Blättern seit dem Beginn des Jahres aus französischen Quellen mitgetheilt wurden und sich ebenfalls in der vor uns liegenden Sammlung wiederfinden.

1. Mittel zur Verhütung der Explosionen in den Kohlengruben.

Wenn die Ausbeutung der Minen, diese Mutter-Industrie, der alle anderen ihr Bestehen verdanken, für uns eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist, so ist sie voller Gefahren für die Grubenarbeiter selbst. Des Sonnenlichtes beraubt, eine dicke, verdorbene Luft einathmend, sind sie vielen Krankheiten ausgesetzt, von denen wir, die Kinder des Tages, verschont bleiben. In jedem Augenblicke können sie fürchten, in den unterirdischen Gängen von herabstürzenden Felsstücken lebendig eingemauert, oder zermalmt, oder von einem Blitze getroffen zu werden, dem sie mit eigener Hand den Felsen öffnen, in welchem er Jahrtausende gefesselt lag.

Der letztere Fall ereignet sich leider sehr häufig in den Kohlengruben. Die Vegetabilien, die sich durch irgend welche Erdrevolutionen dort unten angehäuft haben, entwickeln, indem sie sich in Steinkohlen verwandeln, ein Gas, das unserem Leuchtgas ziemlich ähnlich ist. Bald ist es durch das ganze Gewölbe des Ganges zerstreut und entweicht durch unmerkliche Spalten, bald in einer Höhle enthalten, aus der es ein unglücklicher Schlag der Gräberhade entseffelt. Im einen wie im anderen Falle, wehe den Arbeitern, die von dem „schlagenden Wetter“ eingehüllt werden, denn dieses Gas hat die Eigenschaft, zu detoniren, sobald es, mit der atmosphärischen Luft in gewissen Verhältnissen gemischt, in die Nähe einer Flamme kommt. Die Folgen dieser Explosionen sind oft schrecklich. Man sah, daß Schächte, die in die Stollen mündeten, die schweren gefüllten Kohlenkörbe und die zerschmetterten Glieder der Arbeiter, gleich ungeheuren Kanonen, hinaus auf die Erde schleuderten! Bei der Explosion zu Haswell am 28. September 1843 blieben, die Verwunden ungerechnet, 93 Grubenarbeiter auf dem Plage. Hierzu kommt, daß mit der Detonirung die Gefahr noch nicht vorüber ist, denn oft werden durch die Erschütterung der Minen Einstürze vorbereitet, und noch häufiger macht die Kohlenäure, die sich durch die Verbrennung des Grubengases erzeugt, die Luft zum Athmen untauglich, so daß in der Mine von Gressieux die Explosion vom 23. Mai 1843 nur einen einzigen Arbeiter tödtete, während dreiunddreißig in der entwickelten Kohlenäure erstickten.

In England, wo die meisten Kohlengruben sind, hat man schon vielerlei versucht, um diesen Unglücksfällen zuvorzukommen. Das beste Mittel wäre freilich die Reinigung der Minen vermittelst hindurchgeleiteter Luftströme. Doch ist diese Leitung schwer und zuweilen gar nicht herzustellen. Ferner suchte man den Arbeitern ein Beleuchtungsmittel zu geben, durch welche das Grubengas nicht entzündet wurde, und erfand eine Art von Stahlfeuerzeug, das, von Zeit zu Zeit angeschlagen, durch seine Funken die Arbeiter orientirte. Diese aber, durch die Gewohnheit der Gefahr unvorsichtig gemacht, vernachlässigten diese Sicherheitsmaßregeln und kehrten zu ihren bequemeren, aber auch gefährlicheren Lampen zurück. Da erfand Humphrey Davy, der berühmte englische Chemiker, seine Sicherheitslampe, deren Erfolge anfangs so glänzend waren, daß sich die Arbeiter durch sie völlig vor den schlagenden Wettern geborgen glaubten. Sie beruht darauf, daß durch ein feines Gewebe von Metalldraht brennendes Gas so abgekühlt wird, daß die Flamme nicht durch die Maschen dringt. Davy umgab gewöhnliche Dellampen mit einem geschlossenen Cylindern, dessen vordere Wand aus einem Reze von Kupferdraht bestand, das auf einem Quadratzoll vierhundert Maschen hatte. Durch dieses Gewebe dringt die Luft, von der die Flamme ernährt wird. Wenn sie vermöge einer Beimischung von Grubengas detonirt, so geht die Explosion nur in der Lampe vor. Die Flamme erlischt, und die Arbeiter sind von der Gefahr benachrichtigt. Leider aber hat sich gezeigt, daß auch dieser scharfsinnige Apparat die Arbeiter nicht vollkommen sicher stellt. Vermöge vielfach sich wiederholender Explosionen kann das Metallgewebe glühend werden und das umgebende Gas entzünden, oder es werden kleine Partikeln brennender Kohle aus den Maschen des Rezes geschleudert, die, so klein sie auch sind, hinreichen, die gefürchtete Katastrophe herbeizuführen.

Aus den Untersuchungen Bruat's geht hervor, daß vom Jahre 1827 bis 42 die schlagenden Wetter 9602 Grubenarbeiter entweder getödtet oder verstümmelt haben. Von dieser Summe kommen auf Frankreich 1301, auf Belgien 1802, auf England 6300. Vom Mai 1843 bis zum Dezember 1844 kamen in diesen drei Ländern 400 Menschen in den Minen um, wahrscheinlich mehr durch Erstidung, als durch Verbrennung. Es kostet also trotz der Sicherheitslampe die Gewinnung der Kohle jährlich an 600 Menschenleben. Man sieht daraus, wie äußerst wichtig es ist, ein sicheres Mittel zu finden, durch welches die Minenarbeiter von der Gegenwart des Grubengases benachrichtigt werden, und zweitens, ein ausreichendes Verfahren der Luftreinigung anzugeben.

Die zweite Aufgabe hat ein Ingenieur, Namens Combe, zu lösen versucht, der in einem Memoire viele wesentliche Verbesserungen vorschlägt. Indes ist seine Methode nur in kleinen Gruben anwendbar und, da sich das Gas gewöhnlich auf einen unbeschriebenen Raum konzentriert, nur dann heilsam, wenn man den Ort der Gasanhäufung genau angeben kann. Hierfür nun scheint jetzt ein untrügliches Mittel gefunden in dem Gasoskop von Chauvi. Der Apparat ist sehr einfach und beruht auf dem bekannten physikalischen Gesetze, daß ein Körper im Wasser oder in der Luft so viel von seinem Gewichte verliert, als der verdrängte Wasser- oder Lufttheil hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande ist jetzt zum ersten Mal in englischem Gewande erschienen, und zwar bei Krebs in Frankfurt am Main. *) Als Uebersetzer nennt sich ein Lieutenant Eastwick, der sich seiner Aufgabe zur Zufriedenheit der Rezensenten entledigt hat. „Schiller's unvollständig gebliebenes Werk über den Abfall der Niederlande“, schreibt das Athenaeum, „ist den Historikern zwar schon lange bekannt, der britischen Lesewelt aber bisher fremd geblieben. Darum es nicht früher bei uns übersezt wurde, scheint bei dem europäischen Rufe des Verfassers auf den ersten Blick unerklärlich. Der Grund liegt wahrscheinlich zum Theil in der fragmentarischen Gestalt desselben (da es nur eine Periode von zwölf Jahren einschließt), zum Theil aber auch in dem geringen Antheil, den das englische Publikum an dem Gegenstande nimmt. Als Protestanten sollten wir indes mit den Leiden unserer Religionsgenossen sympathisiren, und als Philanthropen dürften wir einen Kampf nicht mit Gleichgültigkeit betrachten, der die Rechte der Menschheit mit Erfolg gegen die gehässigste Tyrannei vindicirte. Was die Vernachlässigung dieses Buchs noch seltsamer macht, ist der Umstand, daß Schiller mehr Dichter als Historiker ist; er beschreibt nicht — er malt, und seine Portraits haben einen Glanz, den wir anderwärts vergebens suchen. Ob sie auch so treu wie glänzend sind, ist eine andere Frage; wir glauben es verneinen zu müssen. Die Sympathieen des Verfassers (und wir sind weit entfernt, ihn deshalb zu tadeln) neigen sich so entschieden auf die Seite der Unterdrückten, daß es ihm unmöglich wird, dem Despoten und den Werkzeugen des Despotismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; seine Grundsätze und sein Herz verbieten ihm die Unparteilichkeit, so sehr er auch danach streben mag. Aber sein reizender Styl ist sicher, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln; wir fühlen, daß wir von der Hand des Genies geleitet werden, und folgen mit williger Blindheit seiner Führung.“

*) The History of the Defection of the United Netherlands from the Spanish Empire. Translated from the Original German of Schiller. By Lieut. E. B. Eastwick.